

Die Zeit – Wissen : Von wegen 40 Prozent

Die Zeit, Hamburg, Germany
Die Zeit, Hamburg, Germany

DIE ZEIT

41/2005

Von wegen 40 Prozent

Obwohl es der Mikrozensus es so weismachen will: Akademikerinnen sind mitnichten schuld am deutschen Babyschwund

Von Björn Schwentker

Selten waren sich die Deutschen so einig wie in der Debatte über Kinderlosigkeit. In der Bundesrepublik werden nur rund 1,4 Kinder pro Frau geboren, und schuld am Fehlen des nationalen Nachwuchses sind die Akademikerinnen. Deren Gebärstreik lässt sich an einer besonders imposanten Zahl belegen: 40 Prozent. So viele der gebildeten jungen Frauen – wenn nicht gar mehr – bleiben ohne Nachwuchs, hieß und heißt es quer durch die Medien. Doch während sich eine leidenschaftliche Diskussion über das Warum dieser unerhörten demografischen Ziffer entspannt hat, geht eines völlig unter: Die Zahl ist schlichtweg falsch.

Tatsächlich tapen wir bei der Kinderlosigkeit ziemlich im Dunkeln, sagt Michaela Kreyenfeld, Wissenschaftlerin am Max-Planck-Institut für demografische Forschung in Rostock, denn verlässliche Daten gibt es in Deutschland dazu nicht. Anfang Oktober hat die Demografin ihre Forscherkollegen nach Rostock geladen, um das deutsche Datendilemma zu diskutieren. Was in der öffentlichen Debatte meist unerwähnt bleibt, ist den Wissenschaftlern lange bekannt: Die Daten der amtlichen Statistik zur Kinderlosigkeit sind nutzlos. Auch die Standesämter melden zwar jede Geburt, zählen aber deren Reihenfolge pro Frau nur innerhalb einer bestehenden Ehe. Heiratet eine Mutter erstmals oder wieder, springt der Zähler wieder auf Null. Für heutige Familienverhältnisse ist kaum nachvollziehbar, ob eine Frau wirklich nie, oder nur scheinbar nie geboren hat.

Das Statistische Bundesamt benutzt deshalb einen anderen Datensatz für seine Berechnungen: den Mikrozensus. Jedes Jahr schließt diese verpflichtende Befragung zu Arbeitsmarkt, Wohn- und Lebenssituation über 800.000 Bundesbürger mit ein. Eigentlich eine traumhafte Informationsquelle für die Demografen: die Umfrage ist repräsentativ und hat riesige Fallzahlen. Dumm nur, dass die befragten Frauen darin nicht angeben müssen, wie viele Kinder sie zur Welt gebracht haben. Nur die im Haushalt lebenden Kinder werden gezählt und der Frau – wenn vorhanden – zugeschlagen. Wenn die Frau aber schon etwas älter ist, dann ziehen die ersten Kinder bereits wieder aus und entgehen der Zählung, sagt Christian Schmitt vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung in Berlin. Das Ergebnis ist paradox: Mit steigendem Alter steigt die Kinderlosigkeit. Statistiker versuchen diese Logikfalle zu umgehen, in dem sie den tatsächlichen Wert der Kinderlosigkeit bei dem Alter ablesen, wo er am kleinsten ist, wo also der vermeintliche Kinderschwund noch nicht begonnen hat – nämlich bei Frauen zwischen 35 und 39 Jahren. Für Universitätsabsolventinnen kommt man so tatsächlich auf 39 Prozent ohne Kinder. Aber genau ist die Methode nicht. Vor allem mit dem Gebärverhalten der Akademikerinnen hat das Ergebnis kaum etwas zu tun. Gebildete Frauen bekommen immer später Kinder, die endgültige Kinderlosigkeit dieser Gruppe ist weit niedriger, als die Statistik behauptet. Die Mikrozensus-Ergebnisse sind übertrieben, sagt Christian Schmitt.

Schmitt überraschte im Frühjahr mit anderen Zahlen. Der Anteil kinderloser Akademikerinnen betrug seinen Berechnungen zufolge nur gut 25 Prozent. Von der durchschnittlichen Kinderlosigkeit von etwas 20 Prozent unterschiede sich die der Akademikerinnen dann nur noch schwach. Schmitt stützt seine Berechnungen auf das Sozio-ökonomische Panel des DIW, bei dem die Fallzahlen zwar im Vergleich zum Mikrozensus mager sind, das aber sehr genau Zeitpunkt und Alter der Mutter bei der Geburt erfasst, und so jeder individuellen Frauen-Biografie gerecht wird.

Die offengelegte Diskrepanz wollen amtliche Statistiker aber nicht auf sich sitzen lassen. Vergangene Woche in Rostock rechneten Mitarbeiter des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB), dem demografischen Arm des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden, vor, dass man fast die selben Ergebnisse auch mit dem Mikrozensus bekommt. Wenn man nur die richtigen, also ältere, Frauenjahrgänge betrachtet und zudem auch Fachhochschulabsolventinnen zu den Akademikerinnen rechnet. Die gebären nämlich mehr als Frauen mit Uni-Abschluss. Die neu berechneten Daten des BiB zeigen: Der Anteil endgültig kinderloser Akademikerinnen liegt nicht über 30 Prozent. Die Statistiker halten den Mikrozensus damit für rehabilitiert. An der mächtigen Erhebung, so der Tenor von behördlicher Seite, führe ohnehin kein Weg vorbei.

Damit haben sie leider recht. Welche Untersuchungen die Wissenschaftler in der Hansestadt auch präsentierten – ob zum Einfluss der Bildung, des Einkommens oder des Schulabschlusses auf die Kinderzahl, oder ob zur Frage nach Kinderlosigkeit bei Männern: Immer mussten sie, um eine belastbare Datenmenge zu haben, auf den Mikrozensus zurückgreifen. Und nach jedem Vortrag kam die selbe Frage aus dem sensibilisierten Auditorium: Habt ihr wirklich das gemessen, was ihr glaubt?

Mit den deutschen Daten kann man kaum Analysen machen, sagt Michaela Kreyenfeld. Das bedeutet auch, dass sich die Politik besser nicht durch Studien auf Basis der Mikrozensus beraten ließe. Was die MPI-Forscherin aus Rostock deshalb nicht verstehen kann: Als 2004 das Mikrozensusgesetz und damit der Fragenkatalog der Erhebung neu beschlossen wurden, sollte eigentlich die entscheidende Frage nach der tatsächlichen Anzahl der Kinder einer Frau gebunden an ihre Person eingefügt werden. Das Datenproblem wäre mit einem Schlag gelöst gewesen. Doch der Bundesrat schmiss die Frage wieder aus dem Katalog. In der offiziellen Begründung hieß es, eine solche Auskunft sei zu intim, Frauen müssten eventuell geheime Kinder gestehen. Forscherin Kreyenfeld, selbst Mutter, hält das für absurd. Wieso kann ich jemanden nach seinem Einkommen befragen, nicht aber nach seinen Kindern?

Offen will in Rostock niemand eine Antwort darauf geben. Offen wollen auch die Mitarbeiter des Bundesinstitutes für Bevölkerungsforschung nicht in den Medien nicht zum demografischen Datendefizit, sprich den Unzulänglichkeiten des Mikrozensus, zitiert werden. Das sei eine Anweisung von ganz oben, aus dem Innenministerium, das letztlich über den Mikrozensus wacht.

Hinter vorgehaltener Hand aber sprechen die Forscher von der politischen Dimension des demografischen Datendurcheinanders. Die unglückliche Kommunikation der 40 Prozent Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen sei vielleicht kein Zufall, gibt ein Vertreter der amtlichen Statistik zu: Mit dramatischen Zahlen erreicht man eben mehr Öffentlichkeit. Genau das war nach dieser Interpretation das Ziel des Statistischen Bundesamtes. Dessen Pressemeldungen waren es nämlich, die die 40 Prozent erst in Umlauf brachten. Einige Forscher sehen sogar eine klare politische Absicht hinter dem Neubeschluss des Mikrozensusgesetzes. Es sei absichtlich verhindert worden, dass die Daten ein realistisches Bild der Kinderlosigkeit zeichnen könnten. Das konservative Familienbild mit der Mutter am Herd lasse sich eben besser aufrecht erhalten, wenn es so aussehe, dass die Familienplanung emanzipierter junger Akademikerinnen grandios scheitere. Eine gewagte These, könnte man meinen. Wäre da nicht ein weiteres Detail: Der von der Union dominierte Bundesrat stimmte nicht nur gegen die Kinderfrage, sondern strich auch die Frage zum Wunsch nach Kinderbetreuung aus dem Mikrozensus. Eine Zahl, die in den Verfechtern der Vereinbarkeit von Beruf und Familie schmerzlich fehlen wird.

Wie sie angesichts des demografischen Datendunkels über die Ursachen der Kinderlosigkeit überhaupt anständig forschen sollen, ist vielen der in Rostock versammelten Wissenschaftler schlicht ein Rätsel. Hilflös zitierte einer am Ende seines Vortrages den Griechen Perikles: Es kommt nicht darauf an, die Zukunft vorauszusagen, sondern auf sie vorbereitet zu sein. Ohne eine wissenschaftliche Politikberatung auf Basis fundierter Zahlen dürfte das schwierig sein.